

«Es modert im Bunker des Bundesrats»

Im Untergrund wurde im Zweiten Weltkrieg eine Notunterkunft für die Landesregierung gebaut. Der Autor Jost Auf der Maur hat alte Fotos entdeckt und die Anlage erkundet.

Herr Auf der Maur, in Ihrem neuen Buch präsentieren Sie erstmals Bilder des ersten Bundesratsbunkers in Amsteg. Wo haben Sie diese gefunden?

Die Bilder lagen im Bundesarchiv im Dornröschenschlaf, bis ich sie 60 Jahre nach ihrer Entstehung gefunden und Kopien davon erhalten habe.

Auf den ersten Blick sieht der Bunker aus wie das Bühnenbild eines Dürrenmatt-Stücks.

Ganz genau. Das liegt daran, dass man damals versucht hat, im Bundesratsbunker eine Art Landgasthof-Gemütlichkeit zu simulieren. Mit viel Tannenholz, getäfelten Wänden und Bildern, die als Fensterersatz hätten dienen sollen. Nebst Woldecken gab es für die Bundesräte im Einzelzimmer auch Duvets mit echter Daunenfüllung und Trybol-Mundwasser. Das alles sollte einen positiven psychologischen Effekt haben.

Fernschreiberinnen, die im Zweiten Weltkriegs vor Ort waren, berichteten folgendes: «Es stinkt nach Dieselabgasen und Mensch, es lärmt und füechtelet fürchterlich.» Sie waren unten, riecht man den Diesel noch?

Ich habe diesen Geruch nicht wahrgenommen. Woran ich mich erinnere, ist der Geruch von Moder. Dass es modert, ist in allen unterirdischen Bauten der Armee feststellbar. Ein eigenartiger Geruch. Eine eigenartige Feuchtigkeit auch, die uns Menschen nicht zuträglich ist.

Nicht gerade heimelig.

Es war schrecklich feucht. Der Bunker wurde in der Kriegszeit, im Jahr 1942,

fertiggestellt. Man hatte damals zwar einige Erfahrung mit Armeebunkern, weniger aber mit unterirdischen Bauten, die nicht als Kampfwerk zu dienen hatten. Der Bunker wurde mit teilweise neuartigen Baustoffen eingerichtet, die vor Feuchtigkeit hätten schützen sollen. Das ist aber nicht gelungen.

Waren die Bundesräte eigentlich je in dem Bunker, der im Ernstfall ihr Leben und die bundesrätliche Souveränität hätte retten sollen?

Ja, am 10. November 1945 – für ein Mittagessen. Sie wollten wenigstens einmal den teuren Stollen im Fels besichtigen. Das Essen ist aber nicht im Bunker zubereitet worden, sondern im nahe gelegenen Hotel «Stern und Post». Es gab Salat, Kalbsbraten mit selbstgemachten Krokettchen und Gemüse, Urner Alpkäse und Bristener Birnen mit Schlagrahm. Die Bunkerküche wurde auch während des Krieges nie benutzt.

Hätte der Bundesrat dort unten überhaupt überleben können?

Rein von der Versorgung her – Strom, Wasser, Nahrung – wäre ein Aufenthalt von ein paar Wochen möglich gewesen. Aber wenn die Deutschen tatsächlich einmarschiert wären, hätte der Spuk vermutlich nur drei bis vier Tage gedauert. Damals rapportierte ein Offizier in einem geheimen Schreiben, man könne diesen Bunker mit einem gezielten Gewehrschuss unbewohnbar machen. Die Bunkertüren waren nur aus leichtem Blech, Telefonkabel waren zum Teil offen verlegt, und die Zufahrtstrasse war aus der Luft sehr gut erkennbar. Was die



Das Wohnzimmer des bundesrätlichen Bunkers unweit des Dorfs Amsteg – vom Fotodienst der Armee festgehalten im April 1942, als



Einzelzimmer mit viel Tannenholz sollen Gemütlichkeit vermitteln.

Sicherheit betraf, war dieser Bunker bestimmt nicht erstklassig.

Unter Historikern ist auch der Sinn und Zweck des Reduits umstritten. Die in den Bergen eingegrabene Armee musste nie beweisen, dass sie das Land hätte verteidigen können. Trotzdem hält sich der Mythos von den uneinnehmbaren Alpenfestungen. Warum?

Die «Schweizer Filmwochenschau», die während des Zweiten Weltkriegs ausgestrahlt wurde, zeigte in einer Ausgabe, wie ein mit Soldaten besetzter Lastwagen durch ein Felsenportal kurvt und in einer Festung verschwindet. Die Kraft solcher Bilder wirkte überzeugend und wurde zum Mythos: Man könne, wenn man nur über die richtigen Schlüssel verfüge, von Saint-Maurice im Wallis bis nach St. Margareten im Norden der Schweiz unterirdisch durchfahren, so wurde angenommen. Das stimmt natürlich überhaupt nicht.

Was sagt das über die Schweizer Befindlichkeit aus?

Das war ein Propagandaerfolg. Die Vorstellung eines grossen und geheimen Stollensystems der Armee setzte sich in den Köpfen der Leute fest, sie glaubten an die «Festung Schweiz». Die intensiv

betriebene «geistige Landesverteidigung» ist auch von den Medien mitgetragen worden.

Die unterirdischen Anlagen der Armee messen aneinandergereiht über 250 Kilometer. Dafür sind irrwitzige Summen eingesetzt worden – heute sind noch knapp 5 Prozent der Anlagen intakt und geheim. Ist die Schweiz ein Festungsland wie kein anderes?

Im Vergleich mit anderen Ländern sind rund 250 Kilometer sicher überdurchschnittlich viel. Andererseits machen sie nicht einmal 10 Prozent der unterirdischen Bauten in der Schweiz aus. Aber klar: Wir sind ein Festungsland. Die Topografie ist ein Faktor, die Kleinheit der Schweiz ein weiterer. Den mangelnden Raum wettmachen mit der Tiefe im Berg – in der Hoffnung, dass man sich im Ernstfall unter Tag verkriechen kann –, so lautete damals die Devise.

Wo immer sich in der Schweiz ein Gebirge erhebt, gibt es eine Unterwelt. Stimmt diese Faustregel?

Ja, wenn man davon ausgeht, dass es sich dabei auch um Verkehrs-, Wasserkraft- oder Forschungsanlagen handeln kann. Dann lässt sich sagen: Jeder Berg hat sein Loch, das irgendwie genutzt

«Die unterirdische Schweiz ist insgesamt eine bedrückende Welt.»



die unterirdische Anlage bezugsbereit war.

BILDER ARMEEFOTODIENST, BERN

wird. Das gehört zur Infrastruktur unseres Landes.

Die Schweizer Zivilschutzräume können 115 Prozent der Bevölkerung fassen – mehr Menschen, als in diesem Land leben. Friedrich Dürrenmatt hat geschrieben: «Die Schweiz ist ein vorsintflutliches Wesen in Erwartung der Sintflut.»

Genau diesen Eindruck hatte ich, als ich die Bunkerstadt Sonnenberg besichtigte, die einst grösste Zivilschutzanlage der Schweiz. Dort hätten 20 000 Menschen im Ernstfall sicher untergebracht werden sollen. Der Schweizer Zivilschutz ist damals davon ausgegangen, dass die Menschen dort einen atomaren Schlag mittlerer Grösse überleben könnten.

Ein Ausdruck von Panik im Kalten Krieg?

Ja. Aber ein Leben dort unten wäre chaotisch gewesen. Es wäre kaum möglich gewesen, die Leute auf der Flucht in diesem Bunker aufzufangen und zu betreuen. Eine Übung, die 1987 durchgeführt wurde, ergab ein erschütterndes Fazit: Die Lüftungsanlage war so laut, dass man die Befehle über die Lautsprecheranlage nicht verstand. Sie erzeugte zudem einen derart starken Durchzug, dass die Men-

«Wir Schweizer haben bezahlt, das Leben riskiert haben andere.»

schen innert kürzester Zeit krank geworden wären.

Den Leuten ist also eine falsche Sicherheit vorgegaukelt worden.

Möglicherweise. Wir Schweizer haben gegraben und uns eine Stahlbetondecke über den Kopf gezogen, die uns im Kriegsfall schützen sollte. Ich bin nicht begeistert über diese Mentalität, die Sicherheit im vertikalen Bereich sucht. Gerade am Beispiel Sonnenberg sieht man, wie wenig weit die Planer gedacht haben. Alles Techniker, nicht dem praktischen Leben zugewandt.

Konnte während des Kalten Krieges alles durchgedrückt werden?

Der politische Wille hat während des Kalten Krieges gewisse Ergebnisse hervorgebracht, die wirklich kurios und fragwürdig sind und oft den minimalen Sicherheitsanforderungen nicht entsprechen haben. Die Zivilschutzanlage Sonnenberg ist nur ein Beispiel einer monströsen Fehlkonstruktion. Für viel Geld errichtet, keiner wurde zur Rechenschaft gezogen. Wie ein Mahnmal steht sie heute da, unbenutzt und leer.

Sie schreiben in Ihrem Buch, fast alle unterirdischen Anlagen hätten eine un-

glaubliche architektonische Wucht. Können Sie diesen Eindruck erklären?

Die unterirdische Schweiz ist sehr mächtig. Überall sieht man, wie massiv man sich gegen die Last der Berge wehren musste. Das ist etwas, was mich jedes Mal wieder beeindruckt hat. Ich habe das physische Gewicht dieser Bauten psychisch gespürt. Wirklich wahrgenommen habe ich es jeweils erst, als ich wieder draussen war und aufschnaufen konnte. Die unterirdische Schweiz ist insgesamt eine bedrückende Welt.

Trotzdem sind Sie immer wieder hinuntergestiegen?

Die Faszination begann mit einer Erzählung über den alten Bundesratsbunker. Nach einem Artikel über die Swissmetro für die Zeitschrift «Geo» erhielt ich eine Einladung des Landesmuseums Karlsruhe. Dort sollte ich ein Referat über die unterirdische Schweiz halten. Ich dachte, das interessiere keinen, aber der Saal war voll. Danach häuften sich die Besuche im Untergrund – und mit ihnen das schriftliche Material.

Die Eroberung des Schweizer Untergrunds begann 1872 mit dem Bau des Gotthardtunnels. Ging es dabei eigentlich vor allem um Nationalstolz?

Die Durchlässigkeit in Europa vor dem Ersten Weltkrieg war sehr gross, der Austausch zwischen den Völkern wichtig. Auch die Fortschrittsbegeisterung spielte eine wichtige Rolle, man träumte. Die Vorstellung, eines Tages von Paris bis Bagdad fahren zu können, faszinierte. Dabei hat der Gotthard natürlich einen zentralen Part eingenommen.

Aber es gab beim Bauen all dieser Tunnel und Bunker immer auch viele Opfer.

Bei einer groben Zählung komme ich auf etwa 10 000 Tote und 50 000 Verletzte in den vergangenen 150 Jahren, in denen die unterirdische Schweiz gebaut wurde.

Warum spricht man nicht über sie?

Wir Schweizer haben die unterirdische Schweiz zwar bezahlt; wir haben die dafür nötigen Ingenieure an der ETH Zürich ausgebildet – und unsere Banken haben die nötigen Kredite gesprochen. Aber im Berg haben andere ihr Leben riskiert. Sie haben nicht gewusst, was bei der nächsten Sprengung passiert – ob Wasser einbricht, eine Schlammlawine kommt oder ob es eine Gasexplosion gibt. Dafür haben wir Leute aus dem Ausland angestellt, die kaum Wertschätzung erhalten haben, das ist ein bisschen schäbig. Es ist an der Zeit, den Tunnelbauern eine angemessene Gedenkstätte zum Dank einzurichten.

Interview: Tobias Ochsenbein

In die Tiefe geführt

toc. · Jost Auf der Maur, Jahrgang 1953, lebt in Chur. Der Journalist und Autor wurde mehrfach ausgezeichnet. Sein neues Buch, «Die Schweiz unter Tag. Eine Entdeckungsreise», führt in die weitläufige Tiefe der unterirdischen Schweiz und erscheint am 24. April 2017 im Echtzeit-Verlag (144 S., Fr. 32.–). Der Bundesratsbunker wurde im Jahr 2000 an eine Hochsicherheitsfirma verkauft und ist nicht öffentlich zugänglich.



Der Eingang des Bunkers – die Zufahrtstrasse ist aus der Luft gut zu erkennen.